

der Reihe "Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft" werden Untersuchungen zur deutschen Literatur des 16. bis 20. Jahrhunderts, ihrer Sozialgeschichte

und Soziologie, zur Methodologie, Wissenschaftsgeschichte und Medienwissenschaft veröffentlicht. Die Reihe ist auch gegenüber "Randgebieten" der Literaturwissenschaft offen.

**SAARBRÜCKER
BEITRÄGE
ZUR
LITERATUR-
WISSENSCHAFT**



Herausgegeben
von Karl Richter,
Gerhard Sauder
und Gerhard
Schmidt-Henkel

SAARBRÜCKER BEITRÄGE ZUR
LITERATURWISSENSCHAFT

Tim Mehigan,
Gerhard Sauder
(Hrsg.)

**SAARBRÜCKER
BEITRÄGE
ZUR
LITERATUR-
WISSENSCHAFT**



Herausgegeben
von Karl Richter,
Gerhard Sauder
und Gerhard
Schmidt-Henkel



**ÄSTHETIK
IM 19. JAHRHUNDERT**

FESTSCHRIFT FÜR CHRISTIAN GRAWE
ZUM 65. GEBURTSTAG

PT 763 .R5t 2001 ssh

Roman und Ästhetik
im 19. Jahrhundert

ISBN 3-86110-259-5

RÖHRIG
UNIVERSITÄTSVERLAG

PT

763

R56

2001

55H

Tim Mehigan / Gerhard Sauder (Hrsg.)
Roman und Ästhetik im 19. Jahrhundert

~~NOT TO BE~~

~~REPRODUCED WITHOUT PERMISSION~~

~~21 OCT 2005~~

NOT TO BE

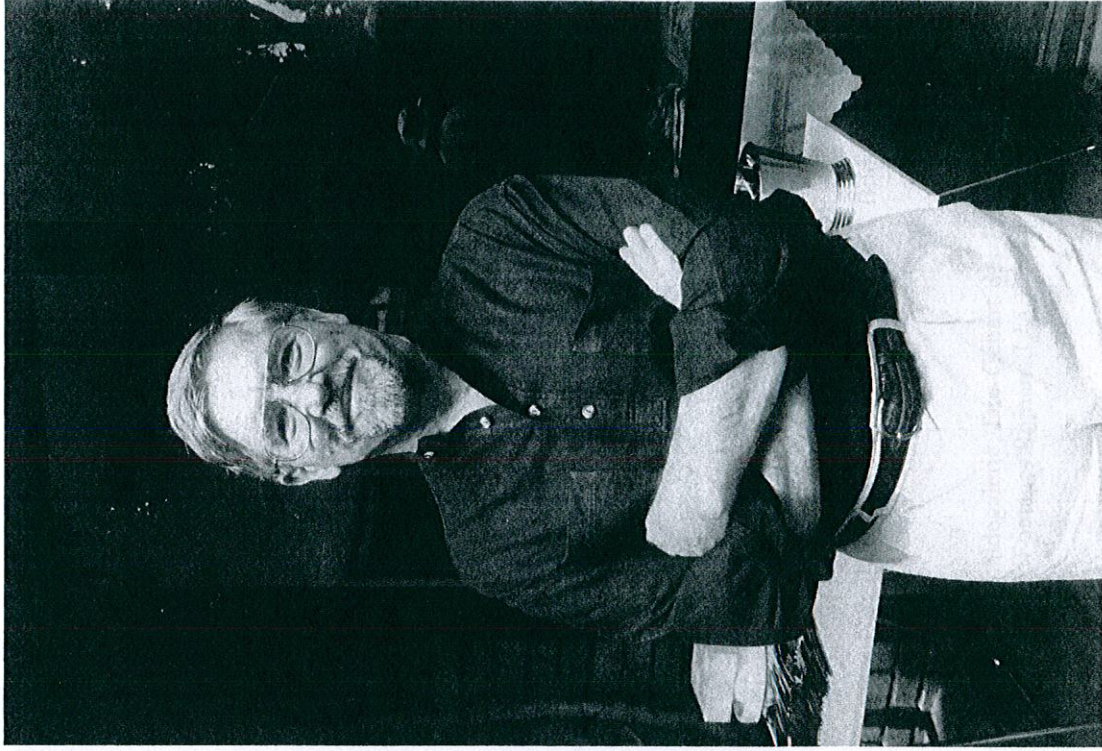
REPRODUCED BEFORE

21 OCT 2005



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Roman und Ästhetik im 19. Jahrhundert :
Festschrift für Christian Grawe zum 65.
Geburtstag / Tim Mehigan ; Gerhard Sauder
(Hrsg.). - Sankt Ingbert : Röhrig, 2001
(Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissen-
schaft ; Bd. 69)
ISBN 3-86110-259-5



© 2001 by Röhrig Universitätsverlag GmbH
Postfach 1806, D-66368 St. Ingbert
www.roehrig-verlag.de

Alle Urheber- und Verlagsrechte vorbehalten!
Dies gilt insbesondere für Vervielfältigung, Mikroverfilmung,
Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Umschlag: Jürgen Kreher
Druck: Strauss Offsetdruck GmbH, Mörlenbach
Printed in Germany 2001

ISBN 3-86110-259-5

THE UNIVERSITY OF QUEENSLAND LIBRARY

03600038

SSH

Inhalt

Vorwort	9
Tim Mehigan Zur Frage der Selbstorganisation des Lebendigen in Goethes literarischem Experiment der „Wahlverwandtschaften“	13
Stephan Atzert Überlegungen gegen Schopenhauers Ästhetik	33
August Obermayer Die Bedeutung des Rahmens in Grillparzers Novellen „Das Kloster bei Sendomir“ und „Der arme Spielmann“	45
Andrew Williams Vogelschutz gegen Insekten. Anmerkungen zu Adalbert Stifters „Nachsommer“	63
Frank Witting Deutsche Literatur im Times Literary Supplement 1902-1960. Ein statistischer Überblick	85
Hubertus Fischer „Gemmenkopf“ und „Nebelbild“. Wie Fontane mit Bildern erzählt	109
Gerhard Neumann Speisesaal und Gemäldegalerie. Die Geburt des Erzählens aus der bildenden Kunst: Fontanes Roman „L'Adultera“	139
Stefan Neuhaus Das früde Säkulum? Erotik in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Versuch einer Annäherung	171

Helmuth Nürnberger

Feuer und Asche im Kamin. Eine bevorzugte Stätte der Cause-
rie und des Schweigens im Werk Theodor Fontanes 195

Karl Richter

Die Erneuerung der Ballade in Fontanes Alterswerk 235

Peter Wruck

„Moderne Welt“ und „alte Götter“ bei Fontane. Die märkischen
Projekte des Romanciers 255

Gerhard Sauder

Erzähler und Photographen. Kunst und Tod in Texten des spä-
ten 19. Jahrhunderts 273

Joachim Grawe

Güter- und Übelabwägung in der Energiepolitik 289

Verzeichnis der Schriften von Christian Grawe

323

Vorwort

Seit Brechts berühmter Keuner-Geschichte gilt es als unschicklich, jeman-
den mit dem Kompliment zu begrüßen, er habe sich gar nicht verändert.
Wer Christian Grawe seit Jahren kennt und ihn ab und zu während seiner
Europa-Aufenthalte trifft, muß die Richtigkeit von Keuners Diktum zu-
mindest bezweifeln. Die „Jugendlichkeit der Erscheinung“ ist schwer mit
der Einsicht zu vereinbaren, daß auch dieser Zeitgenosse – noch immer ein
tüchtiger Schwimmer und ausdauernder Sandalen-Wanderer – 65 wird.
Von der „für viele Fontanesche Männer typische[n] Lebensschwäche“
(Ch.G.) ist bei ihm nichts zu spüren. Als Universitätslehrer, Redner bei of-
fiziellen oder wissenschaftlichen Anlässen, als „Head of Department“ oder
Gastgeber nimmt er Hörer oder Gäste durch geistreiche und geschliffene
Diktion gefangen – in deutscher oder englischer Sprache. Die Herkunft aus
Norddeutschland und vier Jahrzehnte akademischer Tätigkeit in der angel-
sächsischen Welt (USA, Australien) haben ihm zu einem Verhalten verhol-
ten, das höflich-distanzierte, formbewußte und taktvolle, aber insgeheim
herzliche Menschlichkeit vereint. Germanisten, die sich seit ihrer Lebens-
ihrem Stammland nie entziehen konnten, müssen Christian Grawe um die-
se gewinnenden Züge der Weltläufigkeit beneiden.

Nach dem Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichte an den
Universitäten Köln, Bonn, Berlin und Kiel und kurzer Tätigkeit in der Er-
wachsenenbildung lehrte Christian Grawe als Germanist zunächst an der
University of Oklahoma (1969-1972). In seiner philosophischen Disserta-
tion (1967) hatte er sich mit Herders Kulturanthropologie beschäftigt. Dem
anthropologischen Interesse blieb er treu. Bis in die Mitte der achtziger
Jahre arbeitete er an Joachim Ritters „Historischem Wörterbuch der Philo-
sophie“ (1971ff) mit; die Artikel, die den Begriff des „Menschen“ aus ver-
schiedenen Blickwinkeln zum Thema haben, stammen bis 1984 von Chri-
stian Grawe.

Ausgaben, Erläuterungen und Dokumente zu mehreren Dramen Schillers
und zu Goethes „Torquato Tasso“ begründeten zum einen Grawes Ruf als
Schiller-Forscher und machten ihn zum andern dank mehrerer Auflagen
dieser Reclam-Bände zum geachteten und dankbar benutzten Helfer für
den Deutschunterricht. Die intensiven Schillerstudien fanden ihre humori-
stische Krönung in dem Band mit Schillerparodien aus zwei Jahrhunderten,
der 1990 unter dem Titel „Wer wagt es, Knappersmann oder Ritt?“ er-

schien. Christian Grawe hat die Dramen des Wiener Schiller-Epigonon Heinrich Joseph von Collin (1990) und die frühen Dramen des nicht immer originellen Romantikers Wilhelm von Schütz (1984) ediert.

Seit den achtziger Jahren beschäftigt ihn allerdings in zunehmendem Maße das Romanwerk Theodor Fontanes. Den Fontane-Lesern hat er bereits 1981 ein typisch angelsächsisches Hilfsmittel geschenkt, einen „Führer durch die Romane Theodor Fontanes“. Es handelt sich um einen Buchtyp, der für die englische Literatur im Hinblick auf die klassischen Romanschriftsteller des 19. Jahrhunderts häufig gepflegt wird. Textausgaben, Interpretationen und zuletzt auch eine „Fontane-Chronik“ (1998) weisen Christian Grawe als einen der aktivsten Fontane-Forscher der Gegenwart aus. Die Begegnung mit englischsprachigen Kulturen und der über vier Jahrzehnte gepflegte Austausch mit Kollegen in Australien und den USA mußten den Horizont des Germanisten zumindest auf die englische Literatur hin öffnen. Von der ersten Lektüre eines Romans von Jane Austen an war Christian Grawe ein „Janeite“. Mit seiner Frau Ursula hat er sechs Romane der Autorin ins Deutsche übertragen und eine Darstellung ihres Lebenswerkes (1988) vorgelegt. Mit dieser Vermittlung Austens nach Deutschland hat der Germanist in Melbourne eine der vornehmsten Aufgaben des kenntnisreichen Anwalts beider Kulturen wahrgenommen.

Daß sein 65. Geburtstag auch in Melbourne Anlaß zur Freude gibt, bezeugen nicht nur die Beiträge von australischen Kollegen für diesen Band. Sei es Literaturgeschichte oder Literatur, Geistesgeschichte oder der oft schwierige und schwer zugängliche deutsche „Geist“ – Christian Grawe hat in drei Jahrzehnten Studenten der Universität Melbourne zu bleiben dem Interesse an deutscher Sprache und Kultur verholffen. Angesichts der vielerorts ausgerufenen Krise der ausländischen Germanistik, die darauf achten muß, im Konzept der „cultural studies“ ihr eigenes Profil nicht zu verlieren, ist sein Beitrag zur Vergegenwärtigung deutscher Sprache und Kultur in Melbourne und generell in Australien nicht zu unterschätzen.

Bei aller Liebe zur bürgerlichen Literatur des 19. Jahrhunderts, bei aller vielleicht auch mit nostalgischen Gefühlen verschwisterten Neigung zum „Märkischen“ und „Preußischen“ lebt Christian Grawe nicht fern von dieser Gegenwart und ihrer Geschichte. Er hat in Melbourne zahlreiche Freunde jüdischer Herkunft gewonnen und intensive Freundschaften mit emigrierten Deutschen jüdischer Abstammung begründet und gepflegt und so eine Fülle von Korrekturen am Bild des „häßlichen Deutschen“ ermög-

licht. Er beobachtet die Vorgänge in Deutschland kritisch und mit Anteilnahme und erweist sich immer wieder als exzellenter Kenner der aktuellen Literatur. Angelsächsischen Lesern berichtet er in durchaus kritischen Rezensionen regelmäßig über Neuerscheinungen in der Zeitschrift „World Literature Today“. Wer seine Neigung zur klassischen Musik, zur bildenden Kunst kennt, ihn über die Kunststätten Italiens und Frankreichs reden hört, wundert sich nicht, daß er allenthalben Freunde gefunden hat, die eine gemeinsame Liebe zur europäischen Tradition vereint.

Freunde und Kollegen aus Australien und Deutschland haben sich spontan bereit erklärt, für Christian Grawe Beiträge zu seinem Thema „Roman und Ästhetik im 19. Jahrhundert“ zu schreiben. Der Aufsatz seines Bruders Joachim, der kein Philologe ist, muß auch den Nichtliteraturwissenschaftler angehen. Er steht am Ende, aber nicht außerhalb unseres Horizonts.

Wir alle hoffen, daß Christian Grawe noch viele Jahre geschenkt werden und wünschen ihm dafür alles erdenkliche Gute.

Für die finanzielle Förderung der Festschrift danken wir der Universität von Melbourne, der Fontane-Gesellschaft und dem Reclam Verlag.

Die Herausgeber sind Dirk Baldes und Dr. Sascha Kiefer für die formale Einrichtung der Typoskripte zu großem Dank verpflichtet.

Tim Mehigan (Melbourne) / Gerhard Sauder (Saarbrücken)

Im März 2000

Zur Frage der Selbstorganisation des Lebendigen in Goethes literarischem Experiment der „Wahlverwandschaften“

Tim Mehigan, Melbourne

I.

Goethes Roman „Die Wahlverwandschaften“ handelt von der Zeugung, Geburt und dem Tod eines Kindes. Das Kind heißt Otto, nach dem Vater, der auf den Namen Otto getauft wurde, aber seit seiner Jugend den angenommenen Rufnamen Eduard trägt, um jede Verwechslung mit dem langjährigen Freund, dem Hauptmann, zu vermeiden, der ebenfalls mit Vornamen Otto heißt. So wird das Kind, das im zweiten Teil des Romans geboren wird, im bewußten Sinn auch nach dem Hauptmann genannt. Wenn nun dem Kind Otto zwei auf den Namen Otto getaufte Väter zugesprochen werden, so läßt sich sagen, er bekommt bald auch zwei Mütter zugeteilt, die ebenso, wenn auch indirekt, den Stammenamen Otto führen: seine biologische Mutter heißt Charl-otte, sein Kindermädchen und die Nichte von Charlotte ist Ott-ilië.¹ Damit wird auf der orthographischen Ebene der Buchstaben bereits das angedeutet, wovon die Ereignisse im Roman erzählen, nämlich daß zwei weibliche und zwei männliche Ottos einem fünften Otto zum Leben verhelfen, und das dieser bemerkenswerte Umstand schon bei der Taufe des Kindes eine offene Bestätigung im Roman erfährt: Otilie schaut dem Kind ins Gesicht und sieht die eigenen Gesichtszüge; dagegen erkennt der Familienfreund und Theologe Mittler, der bei der Taufe auch zugegen ist, die Gesichtszüge des Hauptmann wieder.² Allen an des Kindes Empfangnis Beteiligten wird auf diese Weise Rechnung getragen. So deutet sich mit den vier Buchstaben, die in der Kombination den Namen Otto ergeben, bereits auf der Erzählebene das Zusammenkommen der vier Elemente an, das die Zeugung des Kindes Otto zur Folge hat. Der erste und letzte Buchstabe des Namens Otto bezeichnet

¹ Vgl. Heinz Schlaffer: *Namen und Buchstaben in Goethes „Wahlverwandschaften“*. In: Norbert W. Bolz (Hg.): *Goethes „Wahlverwandschaften“: Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur*. Hildesheim 1981, vor allem S. 212-215.

² Johann Wolfgang von Goethe: *Die Wahlverwandschaften*. München 1997, S. 186. Diese Ausgabe ist text- und seitenidentisch mit der „Hamburger Ausgabe“ von Goethes Werken, hg. v. Erich Trunz. Zitate aus „Die Wahlverwandschaften“ im Text werden wie folgt nachgewiesen: (WV, 186) usw.

demnach die beiden männlichen Ottos, der in dem Namen Otto doppelt anzutreffende Buchstabe „t“ entspricht den beiden weiblichen Ottos. Damit entsteht eine perfekte Übereinstimmung der biologischen und geistigen Urheber, die dem Kind Otto in der Folge Leben einhauchen. Die vier Charaktere – jeder sich an dem ihm zugeordneten Buchstaben festmachend – bringen somit einen fünften zur Welt: den Namen und das Kind Otto.

Die Geschichte des Kindes Otto wird in zwei Teilen erzählt. Im ersten Teil wird die Zeugung des Kindes beschrieben, der zweite Teil handelt von dessen Tod. So gesehen, läßt sich der Roman als eine Art mystische Entstehungsgeschichte verstehen, die zu Anfang von der magischen Konvergenz vierer Elemente, am Ende von deren Auflösung erzählt. Diese im idealen Raum konzipierte Schöpfung vollzieht sich gleichzeitig auf mehreren Ebenen. Die eine bereits erwähnte Ebene hat mit der Signifikantenkette zu tun, die Schrift, Wort und Buchstabe miteinander verbindet. Die Aneinanderreihung der Buchstaben, die gleichsam magisch den Namen und die Identität des Kindes Otto wiedergibt, steht für einen idealisierten Sprachcode, der eine geheime und somit nicht ganz erklärbare Verbindung zur göttlichen Transzendenz aufweist. Diese Verbindung ist deshalb als göttlich zu verstehen, weil die Einsicht in die über Gott und die Welt Aufschluß gebende, verborgene Struktur der Sprache und der Schrift letztlich nur Künstlern gegeben ist. Und da die Zeugung – die göttliche Intuition, die der Geburt der Kunstschöpfung vorausgeht – auch als makellos anzusehen ist, so nimmt sich das Produkt der Schöpfung – die perfekte Anordnung der Bestandteile, die in einem Kunstwerk zum Ausdruck gebracht wird – selbst schon ideal aus.

Man muß allerdings vorausschicken, daß Goethe sich einer solchen, romantisch angehauchten Kunstauffassung nie verschrieben hat. Empfundener Anfang eine gewisse Sympathie für die Ziele der Romantiker, distanzierte er sich mit der Zeit immer deutlicher von romantischen Ansätzen, die die Angleichung von Dichtung und Welt zum Eckpfeiler ihres Programms erhoben.³ Trotzdem oder gerade deshalb ist erkennbar, daß Goethe

³ Die Romantiker, von den Brüdern Schlegel angeführt, sahen in Goethe zu Anfang einen Befeind der „neuen Poesie“. Friedrich Schlegel erklärte Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ sogar zur „Bibel“ der romantischen Bewegung. Trotz dieser enthusiastischen Rezeption des Romans äußerte er sich später kritisch in bezug auf die modernen Impulse im Roman – jene Elemente, die seinem eigenen Projekt einer „progressiven Universalpoesie“ fern standen. In der Folge gaben beide Schlegels ihre Verehrung Goethes auf und übten sich in einer betonten Distanz, die Goethe als respektlos empfand. Ein ähnlicher Verlauf in der Beziehung

mit den 1809 veröffentlichten „Wahlverwandtschaften“ eine Art literarisches Experiment unternimmt, das die Entstehung von Kunst als analoges Verfahren zu der Entstehung von Welt erproben möchte. Von diesem Standpunkt her betrachtet stellen die „Wahlverwandtschaften“ nicht nur Goethes Auseinandersetzung mit der romantischen Bewegung und deren programmatischem Ziel dar, die Poetisierung der Welt zu verwirklichen, sondern auch insgesamt den Versuch, im Kontext der Beziehung von Dichtung und Welt die eigene intellektuelle Position zu finden.⁴

Der programmatischen Ausrichtung der Romantiker zufolge sollte also die Kunst die perfekte Übereinstimmung zwischen poetischem Ausdruck und Welt anstreben. Diese Zielsetzung leitete sich aus ihrem Verständnis des Schöpferischen ab. Welt und Seele sollten in Harmonie miteinander gebracht werden, und zwar über das Mittel der Kunst, das – so die Romantiker – Anteil an beidem habe. Gleichzeitig wandten sich die Romantiker von dem Anspruch ab, die Welt ausschließlich von Berechnung und Vernunft beherrscht zu sehen. Damit wollten sie weit über die rationalen Ziele der Aufklärung hinausgehen. Nach ihrem Verständnis der Mittelpunktstellung des Schöpferischen im Leben kommt den Künstlern ein besonderer Status zu. Nur ihnen sei es nämlich beschieden, Kunde von dem Weltganzen zu geben. Nach diesem Verständnis der Rolle der Kunst im Leben erscheint die Tätigkeit der Künstler nicht als technische Angelegenheit, Künstler seien keinesfalls nur – wenn auch begabte – Handwerker. Die Aufgabe der Künstler sei es vielmehr, den göttlichen Weltplan in Bildern

Goethes zu anderen zeitgenössischen Dichtern ist erkennbar, vor allem, was Goethes Beziehung zu Brentano, Arnim, Tieck, Kleist und Hölderlin angeht. Goethe störte der zunehmend vernehmbare anachronistische und patriotische Ton der Romantiker. In einem Gespräch mit Riemer im Jahr 1808 brachte er diese Zweifel zum Ausdruck: „Das Antike ist plastisch, wahr und reell; das Romantische täuschend wie die Bilder einer Zaubertafel [...]“. Für eine ausführliche Erörterung der Beziehung Goethes zu den Romantikern siehe Gerhart Hoffmeister: *Goethe und die europäische Romantik*. München 1984, S. 21-54.

⁴ Viele Kritiker haben auf Goethes Verwendung romantischer Effekte in den „Wahlverwandtschaften“ hingewiesen. Oskar Walzel hat zum Beispiel Ottilie mit der Somnambulistin Käthchen in Kleists Stück „Das Käthchen von Heilbronn“ verglichen. Für ihn erscheint Eduard im Roman als eine Art „Magnetiseur“, dem es gelingt, Ottilies Gefühle zu manipulieren. Walzel behauptet, daß Goethe Mesmers Doktrin von animalischem Magnetismus glaubwürdig fand, ebenso wie er sich von der Vorstellung eines psycho-physiologischen Parallelismus bei Schelling beeindruckt zeigte. Goethes Beziehung zu Schelling wird in diesem Aufsatz angesprochen, aber nicht erschöpfend behandelt. Vgl. Oskar Walzel: *Goethes „Wahlverwandtschaften“ im Rahmen ihrer Zeit*. In: Ewald Rösch (Hg.): *Goethes Roman, Die Wahlverwandtschaften*. Darmstadt 1975, S. 46-50.

der Poesie zu verwandeln; ihre Arbeit komme folglich einer Art Prophetentum gleich.

In einem Brief an Schiller vom 3. April 1801 scheint Goethe diese Vorstellung des genialischen Künstlers auch für sich selbst erwogen zu haben. In diesem Brief unterstreicht Goethe, daß das Genialische an der künstlerischen Tätigkeit in der unbewußten Arbeit des Künstlers liege. Zwar sei diese Tätigkeit an sich nicht unfehlbar, jedoch zeige sie sich gleichzeitig aufklärerischer Berechnung und Reflexion weit überlegen.⁵ Friedrich Hölderlin, ein Zeitgenosse Goethes, sah sich als einen jener Künstler-Propheten, die dazu berufen wurden, den Boden für die Rückkehr der Götter und damit für die Wiederkehr des Goldenen Zeitalters zu bereiten. Der Verlust der Antike am Anfang einer als mythisch verstandenen Zeit sowie die Möglichkeit der Wiedererlangung des Paradieses auf Erden ist ein Thema, das auch in den „Wahlverwandtschaften“ angerissen wird. Darauf wird später zurückzukommen sein.

Dieser Aspekt – die ideale Schöpfung, die sich in die materielle Form der Sprache einschreibt – macht jedoch nur eine Dimension des Romans aus. Auf einer anderen Ebene des Romans wird der Ehrgeiz der aufkeimenden Naturwissenschaften der Zeit Goethes, die Beschaffenheit der Welt erklärbar zu machen, ebenfalls einer Prüfung unterzogen, insbesondere hinsichtlich der Frage nach der Entstehung der Dinge der Natur.⁶ Diese bereits im Titel des Romans sich ankündigende Schwerpunktsetzung rückt erneut – diesmal von einer anderen Perspektive her – die Frage der Vernunft in den Mittelpunkt, insbesondere jenes Maß an Vernunft, das in der Logik der Naturphänomene angelegt zu sein scheint. Dem Naturexpériment der Wahlverwandtschaften zufolge zeichnen sich die natürlichen Elemente der Außenwelt durch ein kompliziertes Wechselspiel von Kontinuität und Umwelt aus, bei dem gewisse chemische Elemente anziehend auf bestimmte Elemente in ihrem Umfeld, abstoßend auf andere wirken. In diesem Hin- und Herziehen, dieser Attraktion und Abstoßung seien die Urkräfte des Lebens, der Stoff des aufkeimenden neuen Lebens zu sehen. Neues Leben wird jedoch prinzipiell mit einem Verlust erkauft, wie Edu-

⁵ *Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller*. 3 Bde. Hg. v. Siegfried Seidel. München 1984, Bd. 2, S. 365, 367.

⁶ Für eine detaillierte Besprechung der Chemie der Zeit Goethes wie auch zu Goethes Versuchen, der Entwicklung der zeitgenössischen Chemie zu folgen, siehe Jeremy Adler: „Eine fast magische Anziehungskraft“. *Goethes ‚Wahlverwandtschaften‘ und die Chemie seiner Zeit*. München 1987.

ard bald anzumerken weiß: „die Verwandtschaften werden erst interessant, wenn sie Scheidungen bewirken“ (WV, 38). Gerade um diesen eher traurigen Umstand, auf den Eduard gleichsam im Vorbeigehen aufmerksam macht, kreisen die eigentlichen Ereignisse im Roman.

In dem bewußt mit der Zeit gehenden, kultivierten Haus, das den Schauplatz des ersten Teils des Romans abgibt – einem Haus, in das Ottilie aus der Schule und der Hauptmann von seinen Reisen aufgenommen werden – wird das Phänomen der Wahlverwandtschaften mit Blick auf dessen Anwendbarkeit auf menschliche Zustände besprochen. Zentral ist dabei die Frage, inwiefern ein chemisches Element gleichsam aus freier Willkür eine bereits eingegangene feste Verbindung aufgibt und eine neue Verbindung vorzieht. Sofort wirft sich die Frage auf, was aus dieser Einsicht in das Verhalten der Naturelemente folgen könnte. Die erste logische Konsequenz der Annahme eines „wahlverwandten“ Verhaltens der Dinge in der Natur liegt schon auf der Hand: die Aufgabe oder wenigstens die Infragestellung der widerspruchsfreien Notwendigkeit der Natur, von der Goethes Zeit ausgegangen war.⁷ Denn herrschte in der Natur nur blinde Willkür, so haften ihr auch kein subjektiv-freiheitlicher Aspekt an. Darüber hinaus drängt sich eine weitere Vermutung auf, die die Form der folgenden Prämissen annimmt: Sind alle Ereignisse der Natur von einem teils freien, teils bestimmten Naturzwängen unterstehenden Verhalten beherrscht, so wäre das Verhalten der – gleichsam als „Natursubjekte“ konzipierten – Menschen zueinander als von eben solcher physikalischen Gesetzmäßigkeit beeinflusst zu denken. Aus dieser Prämisse würden sich folgende Vorteile für die Menschen ergeben: menschlichem Verhalten käme zum einen mehr „freie“ Spontaneität, zum anderen viel weniger Rationalität zu. Dem Ideal eines allgemein erstrebenswerten Vernunftverhaltens der Menschen wäre damit gleichzeitig Abbruch getan. Letzte Konsequenz der Lehre der Wahlverwandtschaften, vorausgesetzt, sie ließe sich auf das Verhalten der Menschen anwenden: Die Menschen büßten ihren Status als Urheber ein, die über den Dingen wie über der Natur stehen. Statt in Feindschaft mit der Natur zu leben, würden die Menschen ewig mit ihr verbunden sein, ja letztlich (notwendig) in ihr aufgehen.

⁷ Für eine traditionelle Sicht auf die Natur setzt sich Charlotte zunächst ein: „Verzeihen Sie mir“, sagt sie, nachdem der Hauptmann als erster zum Phänomen der Wahlverwandtschaften Stellung genommen hat, „aber ich würde hier niemals eine Wahl, eher eine Naturnotwendigkeit erblicken [...]“ (WV, 39).

Die Auffassung der Natur, die Goethe hier erwägt, deckt sich, wie gesehen, in mehreren Punkten mit den Ideen der Romantiker. Diese liegen vor allem in der romantischen Vorstellung der Allmacht der Natur. Gerade diese Naturvorstellung findet sich in den „Wahlverwandtschaften“, denn die Natur – eine lebendige, beinahe schon persönliche Kraft im Roman – greift an entscheidenden Punkten in das Romangeschehen ein, ohne allerdings eindeutig für oder gegen eine bestimmte Romanfigur Partei zu nehmen. Bei aller Ähnlichkeit mit der Naturvorstellung vieler Romantiker sind jedoch auch Unterschiede zu erkennen. Diese betreffen insbesondere die Frage, was sich hinter Goethes Behandlung der Natur verbirgt. Sind es dämonische Kräfte, die er in der Natur darstellen will, oder will er im Roman einer durchaus rationalen Idee das Wort reden, bei der das Universum letztlich von einer Art planvoller Vernünftigkeit getragen ist, die für die Harmonie aller Elemente untereinander sorgt? Die These, die von einer Art Panrationalismus im Spinozaschen Sinne inspiriert zu sein scheint, legt die Annahme nahe, daß Goethe mit seinem literarischen Experiment eine Synthese von altem und neuem Weltverständnis beabsichtigt⁸ – eine Synthese der aufklärerischen Hoffnung auf mehr Transparenz und mehr rationale Ordnung einerseits und der romantischen Sehnsucht nach mehr natürlicher Ordnung, mehr Sinnlichkeit in den Fragen des Lebens andererseits. Goethe gedenkt dabei, die Vorzüge beider Annäherungsweisen beizubehalten, ohne deren Nachteile – seelenloses Pflichtbewußtsein einerseits, einen Automatismus der Sinne andererseits – übernehmen zu müssen. Wie rational die Natur sich letztlich zeigt, ist die seit Spinoza umstrittene Problematik, die in den experimentell ausgerichteten „Wahlverwandtschaften“ in den Mittelpunkt des Romans gerückt wird.

II.

Die Wahlverwandtschaften waren ein Phänomen, das der Naturwissenschaft der Zeit Goethes bekannt war.⁹ Im folgenden versuche ich, die Nähe der Lehre von den Wahlverwandtschaften zu der romantischen Vorstellung

⁸ Friedrich Schlegel maß Goethes Versuch, das Alte mit dem Neuen im Bereich der Poesie zu versöhnen, große Bedeutung zu: „Das Problem unserer Poesie“, schrieb er in einem Brief an seinen Bruder vom 27. Februar 1794, „scheint mir die Vereinigung des Wesentlich-Modernen mit dem Wesentlich-Antiken; wenn ich hinzusetze, daß Goethe, der erste einer ganz neuen Kunst-Periode, einen Anfang gemacht hat, sich diesem Ziel zu nähern, so wirst Du mich wohl verstehen.“ Zitiert bei Hoffmeister (1984), S. 23.

⁹ Vgl. Adler (1987), bes. S. 32-37.

einer alles umfassenden Lebenskraft, wie sie in der Philosophie Friedrich Schellings anzutreffen ist, aufzuzeigen.

Daß eine enge Beziehung zwischen Goethe und Schelling in den Jahren vor dem Erscheinen der „Wahlverwandtschaften“ bestand, ist verbrieft. Goethe stand dem jungen Schelling in den Jahren 1798 bis 1802 nahe, nachdem er ihm 1798 eine Philosophieprofessur an der Universität Jena verschafft hatte.¹⁰ Ein lebhafter Briefverkehr zwischen beiden stellte sich infolge der Berufung Schellings nach Jena ein, vor allem, was Fragen der Kunst und der Naturwissenschaften anbelangt. Goethe kannte Schellings 1800 veröffentlichtes Hauptwerk, das „System des transzendentalen Idealismus“, wie auch die frühen Schriften Schellings, die diesem Werk vorausgingen („Ideen zu einer Philosophie der Natur“, 1797; „Von der Weltseele“, 1798; „Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie“, 1799). Im Wintersemester 1802/03 hielt Schelling eine Vorlesungsreihe an der Universität Jena – unweit von Goethes Wohnort Weimar –, in der er den Versuch machte, Naturphilosophie und Kunst miteinander zu verbinden:

Dieselbe Methode, durch die es mir, wenn ich mich nicht irre, in der Naturphilosophie bis zu einem gewissen Punkte möglich geworden ist, das vielfach verschlungene Gewebe der Natur zu entwirren und das Chaos seiner Erscheinungen zu sondern, dieselbe Methode wird uns auch durch die noch labyrinthischeren Verwicklungen der Kunstwelt hindurchleiten und über die Gegenstände derselben ein neues Licht verbreiten lassen.¹¹

Gerade dieser Versuch, die Kunst zum Dreh- und Angelpunkt eines an der Natur orientierten Weltverständnisses zu machen, muß Goethe interessiert haben. Umgekehrt sprach der jüngere Schelling seine Bewunderung für Goethes Naturlehre wiederholt aus. So erfährt man in einem Brief vom 26. Januar 1801 zum Beispiel von seiner Begeisterung für Goethes Idee der Metamorphose der Pflanzen. In diesem Brief faßt Schelling Goethes Lehre von dem Ursprung des Lebens zusammen, eine Lehre, die seinem eigenen

¹⁰ Goethe äußerte sich anfangs jedoch negativ zu Schelling. Die Lektüre der ersten großen Schellingschen Schrift – die „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ – hatte ihn nämlich verstimmt. Es waren Schillers Parteinahme für Schelling und Schellings zweite große Veröffentlichung („Weltseele“), in der Goethe Aspekte seines eigenen Naturverständnisses wiederfand, die Goethe dazu bewegten, sich endgültig auf Schellings Seite zu stellen. War dies einmal geschehen, machte er sofort seinen großen Einfluß bei der Universität Jena für Schelling geltend. So konnte Goethe schnell bewirken, daß Schelling die Stellung des „Professor Extraordinariats“ angeboten wurde. Schelling folgte diesem Ruf.

¹¹ F.W.J. Schelling: *Texte zur Philosophie der Kunst*. Stuttgart 1991, S. 145.

Verständnis der Selbstorganisation des Organischen verwandt war.¹² In den „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ aus dem Jahr 1797 behandelt Schelling die Frage der Transformation der Substanzen. Seine ausführliche Abhandlung über das Phänomen der Attraktion und Abstoßung chemischer Elemente führt in dieser Schrift auf die Frage, ob die Chemie nicht sogar den Status einer unabhängigen Wissenschaft beanspruchen könne.¹³ Seiner Überzeugung zufolge seien die neue Wärmelehre, der Magnetismus und die Stromlehre eigentlich als Teil derselben Grundwissenschaft anzusehen. Für Schelling erwächst aber die Wissenschaft aus der Kunst, und nicht umgekehrt. So läßt die Grundwissenschaft, von der hier die Rede ist, wie in allen anderen Schriften Schellings bis 1807 auf ein ganzheitliches Weltverständnis schließen, das einer an der Kunst orientierten Ursprungslehre verpflichtet bleibt. Die Berührungspunkte im Denken Schellings und Goethes sind daher so evident, daß man Hoffmeisters Vermutung einer „geistige[n] Verwandtschaft“¹⁴ ohne weiteres beipflichten könnte. Wie groß diese Übereinstimmung tatsächlich war, kann am Beispiel der frühen Philosophie Schellings gezeigt werden.¹⁵

Die Frage der Priorität der organischen Formen dient Schellings Naturphilosophie zum Ansatzpunkt. Zur Widerlegung der zu seiner Zeit populären mechanistischen Weltanschauung, die von der Vermutung ausgegangen war, daß organisches Leben aus mechanischen Prozessen entsteht, behandelt Schelling die mechanischen Aspekte der Natur – ihre „negative“ Regeltreue – als Nebenprodukt einer insgesamt als positiv und dynamisch aufzufassenden Interaktion der Naturelemente:

¹² „Die Metamorphose der Pflanzen nach Ihrer Darstellung hat sich mir durchgängig als Grundschema alles organischen Entstehens bewährt, und mir die innere Identität aller Organisationen unter sich und mit der Erde, welche ihr gemeinschaftlicher Stamm ist, schon jetzt sehr nahe gebracht“. Zitiert bei: Bernd-Olaf Küppers: *Natur als Organismus. Schellings frühe Naturphilosophie und ihre Bedeutung für die moderne Biologie*. Frankfurt/M. 1992, S. 117.

¹³ „Ist Chemie als Wissenschaft möglich?“ (Zusatz zum siebten Kapitel), aus den *Ideen zu einer Philosophie der Natur*. In: Friedrich Schelling: *Frühschriften*. Eine Auswahl in zwei Bänden. Hg. mit einer Einleitung von Helmut Seidel und Lothar Kleine. Berlin 1971, S. 439.

¹⁴ Hoffmeister (1984), S. 43.

¹⁵ Slavoj Žižek nennt die Ausrichtung von Schellings frühen Schriften sein Projekt der Identitätsphilosophie. Nach Žižeks Auffassung wird dieses Projekt jedoch bald aufgegeben, da Schelling sich nach 1807 zunehmend mit Fragen auseinandersetzt, die mit Freiheit, dem Bösen und der Dualität des Absoluten zu tun haben. Vgl. Slavoj Žižek: *The Abyss of Freedom/Ages of the World*. Ann Arbor 1997.

So kann unsere Philosophie nicht vom Mechanismus (als dem Negativen), sondern sie muß vom Organismus (als dem Positiven) ausgehen, und so ist freilich dieser so wenig aus jenem zu erklären, da dieser vielmehr aus jenem erst erklärbar wird. – Nicht, wo kein Mechanismus ist, ist Organismus, sondern umgekehrt, wo kein Organismus ist, ist Mechanismus.¹⁶

Das Projekt des frühen Schelling ist es deswegen, eine positive Philosophie zu konstruieren – eine Philosophie, die von den Grenzen und dem Kritizismus von Schellings großem Lehrmeister, Immanuel Kant, Abschied nehmen könnte. Gleichzeitig bewahrt Schelling Kants Transzendentalismus, der die Wendung ins Subjektive vorgezeichnet hatte, um die Argumente der Mechanisten in die Schranken zu verweisen. Organische Formen gehen den sich regelbedingt ausnehmenden mechanischen Prozessen der Natur grundsätzlich voraus, sagt Schelling. Mit anderen Worten: das Organische stellt die Voraussetzungen für die Regelmäßigkeit der Natur dar. Schelling lehnt dabei den mechanistischen Aspekt der Natur jedoch nicht vollkommen ab; er siedelt ihn in seiner Philosophie eher auf der objektiven Seite der Dinge an, ohne in der Kausalität dieser Dinge nur Objektivität sehen zu wollen. An diesem Punkt gelangt die in seiner Philosophie wichtige Unterscheidung zwischen Objekt und Subjekt zur Geltung. Mechanische Prozesse – die Objektivität der Dinge, die nach Kants Transzendentallehre dem subjektiven Verstand nicht unmittelbar zugänglich sei – gehen nach Schellings Lehre im Primat subjektiver Prozesse auf. Die Natur als Objekt und die Natur als Subjekt stellen mithin zwei Seiten derselben Beziehungsdarstellung dar; beide Aspekte laufen in der Natur unter dem Prinzip der Selbstorganisation des Lebendigen zusammen. Küppers hat folgendes dazu angemerkt: „Erst durch die Natur in ihrer Gesamtheit wird die Einheit in der Vielfalt der Naturmechanismen hergestellt. Der Gegensatz von Organismus und Mechanismus verschwindet folglich in dem Moment, in dem man den Blick auf das Ganze richtet.“¹⁷ In einer neuen Wendung, die auf die Philosophie Hegels hinführt, weist Schelling auf die Rolle der Geschichte, in der diese Idee der Einheit alles Organischen in der Natur zum Tragen kommt.

Die Philosophie Friedrich Schellings nimmt sich daher eher subjektiv als objektiv, eher organisch als mechanistisch, eher dynamisch als statisch aus.

¹⁶ *F.W.J. Schellings sämtliche Werke*. Hg. v. K.F.A. Schelling. Stuttgart 1856-61. Bd. II, S. 349.

¹⁷ Küppers (1992), S. 87.

Was Goethe an Schellings Philosophie interessierte, war wohl die besondere Rolle in seinem System, die er für Spontaneität und Zufall vorsah. Spontaneität und Zufall ereignen sich im Kontext subjektiver Prozesse, die der sichtbaren, objektiven „Außenseite“ der Natur unterliegen. Sie lassen sich somit als strukturell immanente Kräfte im System verstehen. Dies unterstreicht wiederum ihre Wichtigkeit für das ganze System. Statt der objektiven Kausalität sichtbarer Formen, die die Objekte der Natur erstarren ließe, lenkt Schellings Philosophie das Augenmerk auf die als intuitiv vorzustellende Kausalität der subjektiven Formen, deren Logik nicht nur in der Beziehung zu anderen (sichtbaren) Objekten liegt (z.B. nach der Doktrin der einheitlichen Sukzession), sondern erst in der Harmonie alles Organischen zur Geltung gebracht wird. Die Annahme der Einheit aller Dinge, die Schelling als letztlich subjektiv verstanden wissen will, verleiht den Gegenständen der Natur Autonomie wie auch Willkür, ohne sie durch die Reduktion auf ein bloßes Objektsein verflachen zu lassen. In dem Maße, wie nun der Schwerpunkt vom Objekt auf das Subjekt gelenkt wird, gelangt die Materie zu der freien Willkür, die ihr unter dem Primat des mechanistischen Ansatzes abhanden gekommen war. Der Akzent wird somit auf den Aspekt der Veränderung in der Natur gelegt, auf das dynamische Prinzip, das für die Bewegung der Materie sorgt. Damit erhält das Schellingsche System in den Worten Küppers' eine produktive Kraft, ohne den Produkten, in denen diese Kraft verwurzelt liegt, zum Opfer zu fallen.¹⁸

Der Vorteil dieses Verständnisses der Welt liegt für Goethe sicherlich in erster Linie in der Vermutung einer freien Selbstorganisation alles Lebendigen. Das Universum ist nach Schellings Naturverständnis von einem inhärenten „Willen zur Einheit“ getragen, ohne daß dabei der Freiheit der Dinge der Natur notwendig Abbruch getan würde. Goethe, von diesem doppelten Vorzug des Schellingschen Systems fasziniert, bezieht in sein Experiment der Wahlverwandtschaften den morphologischen Aspekt dieses Grundgedankens mit ein. Insofern verliert der mechanistische Aspekt der Chemie, die mit dem Experiment der Wahlverwandtschaften vordergründig verbunden ist, an Bedeutung.

Die Vorstellung einer von chemischen Prozessen ausgehenden wie sich in ihnen erschöpfenden Urkraft des Lebens mutet allerdings etwas fragwürdig an. Trotzdem haben Generationen von Goethe-Forschern die These

¹⁸ Ebd., S. 107.

aufgestellt, Goethe wolle mit seinem Experiment nur die Vorzüge der Chemie preisen.¹⁹ Das Maß an kritischer Verwirrung, die die „Wahlverwandtschaften“ ausgelöst haben, kann mindestens teilweise auf den Umstand zurückgeführt werden, daß die Chemie der Zeit Goethes weit hinter dem Stand der chemischen Forschung der Gegenwart zurücklag, ja, daß sich die Chemie dieser Zeit zu einem eigenständigen Wissensgebiet noch gar nicht herausgebildet hatte. Zwischen der Alchemie der Voraufklärungszeit und der Revolution des chemischen Verständnisses im frühen 19. Jahrhundert konnte sich der Begriff der Wahlverwandtschaften im ausgehenden 18. Jahrhundert daher einer auffälligen, aber nur vorübergehenden Beliebtheit erfreuen.²⁰ Wie sehr Goethe von den Fortschritten der Chemie seiner Zeit auch beeindruckt ist – seine Korrespondenz mit Schelling zeigt, daß er hierüber besonders gut informiert war –, so ist doch gleichzeitig klar, daß ihm die Reduktion der Freiheit der Menschen durch die Applikation chemischer Prinzipien fernliegt.

Es wäre daher falsch, Goethe einen oberflächlichen Szientismus zudiktieren zu wollen. Weit davon entfernt, die chemischen Vorgänge der Natur einfach auf die Menschen zu übertragen, ist es Goethes Absicht, die morphologisch-biologischen²¹ Aspekte der Chemie, die weniger mit regelbdingten Gesetzmäßigkeiten und mehr mit den Bedingungen des beginnenden Lebens zu tun haben, als eine für Menschen zu erwägende kulturelle Anthropologie zu diskutieren. Dabei scheint der Akzent auf dem freien Willen in der Natur zu liegen. In Schellings Lehre von der Selbstorganisation der

¹⁹ Norbert Bolz: *Ästhetisches Opfer. Die Formen der Wünsche in Goethes „Wahlverwandtschaften“*. In: Norbert Bolz (Hg.): *Goethes „Wahlverwandtschaften“*. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur. Hildesheim 1981, S. 65.

²⁰ Vgl. F.W.J. Schelling: *Ideen zu einer Philosophie der Natur, Ergänzung zu Kap. VII*. Zu Goethes Zeit war die molekulare Struktur der Naturelemente beinahe unbekannt. Nur ganz wenige chemische Elemente hatten entdeckt werden können. Am Anfang des 17. Jahrhunderts war man der Auffassung, daß bei dem chemischen Prozeß der Verbrennung eine Substanz freigesetzt wurde, der man den Namen „Phlogiston“ gab. Auch nach der Entdeckung des Sauerstoffs durch den englischen Naturwissenschaftler Joseph Priestley im Jahre 1770 verstand man den Sauerstoff noch immer als „dephlogemisierte Luft“. Doch lehnte man die Brauchbarkeit von Phlogiston zur Erklärung des Phänomens der Verbrennung bereits um die Jahrhundertwende ab.

²¹ In einer kürzlich erschienenen Studie hat Tobias Cheung auf die philosophischen Hintergründe zur Entstehung des biologischen Organismusbegriffs um 1800 hingewiesen. Schellings Überlegungen zu der Selbstorganisation des Lebendigen sind grundsätzlich in diesem Zusammenhang zu verorten. Vgl. Tobias Cheung: *Die Organisation des Lebendigen. Die Entstehung des biologischen Organismusbegriffs bei Cuvier, Leibniz und Kant*. Frankfurt/M., New York 2000.

Naturelemente sah Goethe ein mögliches Indiz für einen bedingten Voluntarismus der Materie. Die Wahlverwandtschaften scheinen diesem Verhaltensmodell insofern zu entsprechen, als sie den Aspekt subjektiver Wahl bei der Bewegung der Materie in den Vordergrund stellen, ohne gleichzeitig den Bezug zur Einheitlichkeit des Kosmos zu verlieren. Diese Bewegung der Materie, die nach Schellings Verständnis einer in diesem Sinne „höheren“ Subjektivität folgt, läßt auf eine fundamentale, in allen Dingen angelegte weltliche Vernünftigkeit schließen. Der Lehre der Wahlverwandtschaften kommt somit der Anschein einer gewissen Transzendenz zu: die Wahlverwandtschaften lassen den transzendentalen Aspekt der Dynamik der Materie spürbar werden, ohne diese Dynamik für den Verstand restlos erklären zu wollen. Damit widerstreben sie der Verflachung durch die Reduktion auf bloßes chemisches Experiment und liefern gleichzeitig die Basis für ein Verhaltensmodell, das Aspekte der komplizierten Inter-subjektivität der Menschen beleuchtet. Die Wahlverwandtschaften suchen daher eine Art Zweckmäßigkeit ohne Zweck zu beschreiben und lassen gleichzeitig, wenigstens teilweise, Rückschlüsse auf den im göttlichen Plan enthaltenen Urtext des Lebens zu.

III.

Ich möchte mich an diesem Punkt einem weiteren Aspekt des Romans zuwenden. Er hat mit der These der Einheitlichkeit aller Dinge zu tun, die dem chemischen Experiment zugrundeliegt. Der Philosoph Thomas Nagel nennt diesen Aspekt „the fundamental issue about morality, knowledge, freedom, the self, and the relation of mind to the physical world.“ Diese Frage, die eine Beziehung zwischen der Beschaffenheit der natürlichen Formen und der Organisation der menschlichen Verhältnisse vermutet, kann so formuliert werden: „how to combine the perspective of a particular person inside the world with an objective view of that same world, the person and his viewpoint included.“²² Das Problem des Verhältnisses der na-

²² Nagel (1986), S. 3. Nagel ist der Auffassung, daß die Annahme einer perspektivlosen Welt sich als wichtiges Mittel erweist, um die „close connection between objectivity and intersubjectivity“ zu ermöglichen (S. 63), von der jede Bildung eines Urteils über die Welt abhängt. Seiner Überzeugung zufolge ist der perspektivlose Blick, der „view from nowhere“, einerseits eine klare „idealisation“ (S. 62), andererseits jedoch eine nützliche gedankliche Stütze, die zu anderen Menschen eine Brücke schlägt und daher für das Zusammenleben mit anderen ein verlässliches Fundament legt. Diesem in einer „common-sense“-Vorstellung der Welt verankerten Standpunkt kann Goethes Projekt in den „Wahlverwandtschaften“ gegenübergestellt

türlichen und der menschlichen Sphären zueinander ist, mit anderen Worten, für moralische Fragen bedeutsam. Das moralische Empfinden der Menschen hängt von der Möglichkeit einer Verbindung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen subjektiver und objektiver Erkenntnis wie auch subjektiver und objektiver Urteilsbildung ab. Nach Schellings organischem Denken ist diese Verbindung bereits in der Wirkungskraft des Lebendigen, in ihrer natürlichen Selbstorganisation angelegt. Das heißt, natürliche Vorgänge sind nach Schellings Auffassung per definitionem moralisch, weil sie schon aus sich selbst heraus für das richtige Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt sorgen. Goethes Experiment der Wahlverwandtschaften liegt, wie gesehen, ein ähnlicher Gedanke zugrunde. Die Entfaltung der organischen Prozesse wäre insofern als moralisch zu verstehen, als das „richtige“ Verhältnis zwischen Mensch und Natur dabei zum Tragen kommt. Nun stellt sich die Frage, ob sich Mensch und Natur – moralisch gesehen – wirklich so zueinander verhalten, wie Schellings Lehre von der Selbstorganisation des Lebendigen vermuten läßt. Diese schwierige Frage wird auf einer Ebene des Romans behandelt, die an Nagels Thematisierung der Sehens- und Blickproblematik anknüpft und die ermitteln möchte, inwiefern sich ein Blickpunkt ausfindig machen läßt, der eine vorbehaltlose Perspektive auf die Natur erlaubt und damit für die spontane Abstimmung der natürlichen und menschlichen Bereiche aufeinander sorgt.

Das Thema der Objektivität des Sehens wird im ersten Teil des Romans eingeführt. In diesem Teil schildert Goethe ausführlich die kulturelle Tätigkeit aller Romanfiguren. Besondere Aufmerksamkeit wird der Arbeit von Eduard und dem Hauptmann geschenkt, die darauf ausgerichtet ist, das Landgut neu zu entwerfen. Die beiden Freunde studieren Landkarten und fertigen Skizzen an, diese Skizzen werden in der Folge studiert und revidiert. Gleichzeitig legen alle Figuren – bald allein, bald mit einem anderen zusammen, bald in der Gruppe – in wiederholten Ausflügen auf den Anlagens des Schlosses große Strecken zu Fuß zurück, als wollten sie die exakten Dimensionen des Landguts ausmessen. Das Landgut wird auf diese Weise nicht nur neu entworfen, es soll mit kritischem Auge neu erschlossen werden. Die Veränderungen, die daran vorgenommen werden, sowie die Bauvorhaben, die sodann entstehen, haben die Funktion, der Landgut zu konzipieren, muß nach Goethes Vorstellung zunächst einer grundsätzlichen Prüfung unterzogen werden. Die idealistische Versprechung, die Welt als ideale Einheit von Subjekt und Objekt zu konzipieren, muß nach Goethes Vorstellung zunächst einer grundsätzlichen Prüfung unterzogen werden.

schaft eine neue Gestalt zu verleihen. Durch diese aufwendigen Vorbereitungen soll nicht nur die äußere Form der Landschaft einer Überprüfung unterzogen werden; auch ihre innere Form soll sich dem Auge eröffnen, das kritisch an ihr arbeitet.

Auf Wahrnehmungsakte wird bereits in den ersten Absätzen des Romans mehrfach hingewiesen: Der Gärtner lobt die Sicht von der neuen Hütte mit den Worten: „Man hat einen vortrefflichen Anblick, unten das Dorf, ein wenig rechter Hand die Kirche, über deren Turmspitze man fast hinwegsieht; gegenüber das Schloß und die Gärten.“ In der Tat, antwortet Eduard, „einige Schritte von hier konnte ich die Leute arbeiten sehen.“ (WV, 7) Hierauf betont der Gärtner, daß man von dieser neuen Aussichtsstelle weit in die Ferne sehen kann. Eduard, der den Wunsch äußert, dies alles selbst zu sehen, läßt daher ausrichten, daß er „die neue Schöpfung zu sehen“ wünsche. Kurz darauf kommt Charlotte vorbei, der diese Botschaft schnell übermittelt worden ist, und grüßt Eduard an der Schwelle der Hütte. Hier „ließ [sie] ihn dergestalt niedersitzen, daß er durch Tür und Fenster die verschiedenen Bilder, welche die Landschaft gleichsam im Rahmen zeigten, auf einen Blick übersehen konnte.“ (WV, 8)

Das Projekt der Romanfiguren ist es deshalb, dem menschlichen Auge die Landschaft so zu zeigen, daß ein einziger Blick genügt, um ihre innere Natur zu erschließen. Es ist der Traum von dem perspektivlosen Blick, dem „view from nowhere“, der Traum, der darin besteht, daß man in die Welt hinaussehen und sie „auf einen Blick übersehen“ könnte. Um die Natur in ihrer essentiellen Form dem alles erfassenden Blick zu präsentieren, muß daher die ideale Aussichtsstelle gefunden bzw. konstruiert werden.

Zwei Bauprojekte sind dafür vorgesehen. Zum einen muß der ultimative Punkt in der Landschaft ausfindig gemacht werden, von dem aus dieser Blick auf die Natur möglich wäre. Hier soll ein speziell für das Auge gedachter Aussichtspunkt gebaut werden. Zum anderen muß die Landschaft selbst so bearbeitet und umgestaltet werden, daß ihr inneres Wesen sichtbar gemacht werden könnte. So ist eine doppelte Begutachtung des Landes vonnöten, die die Landschaft einerseits kritisch übersehen, andererseits topographisch erschließen soll. Dies wird im 6. Kapitel unterstrichen, als Eduard und der Hauptmann den Grundriß der Gegend mit den eigenen topographischen Skizzen vergleichen, die ihre Veränderungen festhalten:

die Bücher [wurden] aufgeschlagen, worin man jedesmal den Grundriß der Gegend und ihre landschaftliche Ansicht in ihrem rohen Naturzustande gezeichnet sah, sodann auf andern Blättern die Veränderung vorgestellt fand, welche die Kunst daran vorgenommen, um alles das bestehende Gute zu nutzen und zu steigern. Hievon war der Übergang zur eigenen Besetzung, zur eignen Umgebung und zu dem, was man daran ausbilden könnte, sehr leicht. (WV, 53)

Die Kunst, die die Natur in Kultur verwandeln soll, ist keineswegs als die „hohe“ Kunst zu betrachten, die für das Programm der Romantiker eine Mittelpunktstellung einnahm. Vielmehr ist es die Kunst der Wissenschaft, die Kunst der Landvermesser, die die Natur in ihrem rohen Zustande verändern soll, damit ihr funktioneller Ertrag für die Menschen erschlossen werden kann. Anders als die Romantiker, die von der Allmacht der Natur fasziniert waren, die aus unbekanntem Tiefen aufzusteigen schienen, nimmt sich dieses Interesse an der Natur viel oberflächlicher aus. Die an der Natur vorgenommenen Veränderungen sollen einen für Menschen gedachten Nutzeffekt haben, sie sollen der menschlichen Gesellschaft letztlich dienstbar gemacht werden.

Dieser Wunsch, die physische Umwelt zu verändern, damit Menschen davon profitieren, scheint Teil jenes allgemeinen Bewußtseins des großen Wandels gewesen zu sein, der aus den gewaltigen Neuerungen der Zeit unmittelbar nach der Französischen Revolution resultierte. Dies wird im zweiten Teil des Romans zum Gegenstand eines Gesprächs zwischen Charlotte und dem Gehülfen, in dem das bereits erwähnte Thema des Goldenen Zeitalters angeschnitten wird. Das Gespräch greift bald die Frage auf, inwieweit die gegenwärtige Zeit des Romans – d.h. das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts – aus den Beschränkungen der Vergangenheit hervorgegangen ist. Ein Leben innerhalb hoher Mauern und hinter Wassergräben, wo man vorzugsweise im Sumpfbgebiet das Schloß baute, sei, so Charlotte, kaum noch vorstellbar:

Sogar größere Städte tragen jetzt ihre Wälle ab, die Gräben selbst fürstlicher Schlösser werden ausgefüllt, die Städte bilden nur große Flecken, und wenn man so auf Reisen das ansieht, sollte man glauben: der allgemeine Friede sei befestigt und das Goldne Zeitalter vor der Tür. (WV, 183)

Der Geist des neuen Zeitalters ist der Wunsch nach Befreiung von den Festlegungen der Vergangenheit. Charlotte, sich auf die eigenen Bauprojekte auf dem Landgut beziehend, vergleicht diesen neuen Freiheitssinn

mit einem Garten: „Niemand glaubt sich in einem Garten behaglich, der nicht einem freien Lande ähnlich sieht; an Kunst, an Zwang soll nichts erinnern, wir wollen völlig frei und unbedingt Atem schöpfen.“ (WV, 183) Der Gehülfe, dem das Aufkommen des Neuen sowie die Verabschiedung des Alten weniger Sorge bereitet, da er mit dem Einzug der Jahrgänge an seiner Schule längst vertraut ist, stellt sich Zustände vor, in denen Charlottes Nachwuchs die mittelalterlichen Wälle seiner Vorfahren den Anlägen seiner Eltern vorziehen könnte. Die zwischen Alt und Neu sich abzeichnende Spannung kann mit rationalen Mitteln überbrückt werden, versichert er ihr, genauso wie ein junger Zweig an einen alten Stamm gebracht werden und dort neu wachsen kann (WV, 184).

So wird der historische Aspekt, der den „Wahlverwandschaften“ unterliegt, immer deutlicher. In einer Zeit des Umbruchs, in der neue Möglichkeiten sich eröffnen und großer sozialer Wandel ansteht, stellt sich die Frage nach der organischen Qualität solcher Veränderungen und nach dem Grad des Bruchs mit der Vergangenheit. Muß man solche Veränderungen deswegen guthießen, weil sie der menschlichen Gesellschaft großen Fortschritt bringen, oder soll man sie beargwöhnen, weil sie den Traditionen eben dieser Gesellschaft grundsätzlich Gewalt antun? Entstehen solche Veränderungen auf natürliche Weise wie aus dem Baum des Lebens, oder werden sie den Menschen gewaltsam aufgezwungen und zerstören sie dabei das innere Gleichgewicht der Natur?

Die Rolle, die die Natur bei solchen Fragen spielt, wäre auf jeden Fall als zentral zu erachten. Die Natur ist nicht nur jene Natur, die besichtigt, schrittweise ausgemessen und neu entworfen wird, sondern auch die innere Natur der Menschen selbst. Die Prüfung, der die äußere Natur im Roman unterzogen wird, soll feststellen, ob sie sich den großen Veränderungen der Landvermesser fügen kann. Aus der Prüfung, der die innere Natur der Menschen im Roman unterzogen wird, soll hervorgehen, ob sie, wie die umliegende Landschaft, auf die gleiche Weise und mit der gleichen Selbstverständlichkeit Veränderungen über sich ergehen lassen können, wie die einzelnen Elemente eines chemischen Experiments. Im 8. Kapitel des Romans vergleicht Goethe dieses Modell freier Anpassung mit der Klavierbegleitung Otilies. Anders als Charlotte, die die Unebenheiten von Eduards Flötenspiel auszugleichen weiß, ohne diese verdecken zu wollen, gleicht sich Otilie Eduards Spielweise so an, als würde sie seine Unebenheiten zu den ihren machen. Das Ergebnis: „eine Art von lebendigem Gan-

zen [...], das sich zwar nicht taktgemäß bewegte, aber doch höchst annehm und gefällig lautete“ (WV, 62). Goethes Anliegen ist es hier, zu berücksichtigen, wie Menschen mit den Veränderungen umgehen, denen sie im Leben ausgesetzt sind. Passen sich die Menschen dem Neuen an, indem sie das Alte grundsätzlich *verwandeln*, oder wird das Alte unverändert beibehalten und an das Neue angebracht, ohne daß die alten Mängel behoben würden? Wenn ersteres der Fall ist, so wären die neuen Veränderungen, die über das tradierte Leben der gegenwärtigen Zeit hereinbrechen, grundsätzlich zu begrüßen. Ist jedoch letzteres der Fall, so wäre die gewaltsame Veränderung menschlicher Verhältnisse als vollkommen anders zu verstehen als die organischen Prozesse der Veränderung in der Natur. In dem Fall müßte dem Aufkommen einer neuen Zeit skeptisch und mit dem gleichen Maß an Angst und Verunsicherung entgegengesehen werden, das Charlotte für die Zukunft ihres noch ungeborenen Kindes empfindet.

Dieses Kind wird in der Folge geboren, in der Abwesenheit seines Vaters. Eduard, der sich freiwillig ins Exil begeben hat und der, als ihn die Kunde von der ungeplanten Schwangerschaft Charlottes erreicht hatte, einen heroischen Soldatentod auf dem Schlachtfeld suchen wollte, kehrt an diesem Punkt der Geschichte aufs Landgut zurück, um Otilie wieder für sich zu gewinnen. Sein bereits mit dem Hauptmann abgesprochener Plan ist es nun, die Idee der Wahlverwandschaften zu verwirklichen: er solle sich von Charlotte scheiden lassen, um die spätere Heirat mit Otilie zu ermöglichen. Der Heirat des Hauptmanns mit der damit ebenso freigewordenen Charlotte stünde daher auch nichts mehr im Wege. Eduard eröffnet Otilie seinen Plan am See. Als Otilie nach diesem unverhofften Wiedersehen mit Eduard den Weg nach Hause verkürzen will, indem sie mit dem Kahn über den künstlichen See fährt, bringt ihr durch Eduards Mitteilung aufgeregtes Gemüt den Kahn ins Schwanken. Bald kann sie das Umkippen des Kahns nicht mehr verhindern. Otilie und das Kind werden ins Wasser geworfen; das Kind ertrinkt.

Das, was der Logik der Wahlverwandschaften zur Wirklichkeit verhehlen sollte, sorgt nun gerade für das Gegenteil. Charlotte, die in eine Scheidung einzuwilligen bereit war, zieht mit Selbstvorwürfen dieses Angebot zurück. Sie macht sich selbst für den Tod des Kindes verantwortlich. Es ist aber vor allem Otilie, die durch diese neuen Umstände verändert wird und die sich nun verändert. Von Schuldgefühlen gequält, entschließt sie sich, ins Internat zurückzukehren, um sich der Reue hinzugeben. Eduard, über

diesen schnellen Entschluß Otilies besorgt, eilt ihr nach und verhindert diese Rückkehr. Jetzt ohne Hoffnung auf eine eheliche Beziehung zu Eduard und ebenso wenig in der Lage, ein stilles Leben nach eigener Vorstellung in der Zurückgezogenheit zu führen, enthält sich Otilie schließlich jeder Nahrung. Sie sticht in den letzten Kapiteln der Geschichte still und schmerz erfüllt dahin. Ihr durch extreme Magersucht verursachter Tod eröffnet zum Schluß den Blick auf eine in unserer Zeit immer häufiger auftretende Krankheit, die das unverwechselbare Zeichen der Moderne trägt.

IV.

Was läßt sich also über den Versuch sagen, den Goethe in „Die Wahlverwandtschaften“ zum experimentellen Kern des Romans macht, und wie verhalten sich zum Schluß die natürlichen und menschlichen Bereiche, Natur und Kultur zueinander? Legen der Tod Otilies und der Eduards, der bald darauf folgt, die Vermutung der Existenz „einer Natur“ nahe, wie Goethe in einer Notiz im „Morgenblatt für gebildete Stände“ zum Erscheinen des Romans anzumerken wußte?

Tatsächlich werden Otilie und Eduard, im Tode vereinigt, dem Boden und damit der Natur wieder anvertraut. Diese Natur ist zum Schluß jedoch längst nicht mehr das, was sie im ersten Teil des Romans war, bevor so viele künstliche Veränderungen an ihr vorgenommen wurden. Von einem ideal konzipierten Blick auf die Landschaft, der die innere Gestalt und Essenz der Natur befreien könnte, kann nicht mehr die Rede sein. Denn jetzt enthält die Landschaft Otilie und Eduard, und zwar als Körper, die ein Teil von ihr geworden sind. Nur in diesem bedingten Sinne kann die These von „einer Natur“ eine gewisse Gültigkeit für sich beanspruchen.

Die „eine Natur“-These wird von dem Experiment der Wahlverwandtschaft durchkreuzt. Dieses Experiment zeigt letztlich keinerlei Anwendbarkeit auf menschliche Verhältnisse. Eine Verbindung zwischen Otilie und Eduard wird durch die operative Kraft chemisch-biologischer Gesetzmäßigkeiten ebensowenig realisiert, wie die Verbindung zwischen Charlotte und dem Hauptmann möglich war. Nur die im ästhetisch-religiösen Bereich angesiedelte Verklärung durch den Tod bleibt als schwacher Trost am Ende übrig. Von einer moralischen Lösung zum Experiment der Wahlverwandtschaften kann aber nicht die Rede sein. Die Frucht der doppelten Empfängnis, von der die Ereignisse der Geschichte erzählen, findet auch vorzeitig den Tod. Charlotte, über den Verlust des Kindes aufs tiefste be-

trübt, sieht diese plötzliche Wendung der Ereignisse als Schicksalsschlag an und nimmt sie resigniert hin, indem sie sich über die Eitelkeit all derer ausläßt, die das menschliche Schicksal mit diesseitigen Mitteln zu lenken versuchen: „Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden, wie wir wollen.“ (WV, 225). Die Natur, die die Beteiligten am Experiment zu durchschauen erhofften, entpuppt sich daher am Ende als alles andere denn als voraussagbar. Das verwandte Vorhaben, die ideale Aussichtsstelle in der Landschaft zu finden, um dem moralischen Zweck der die Menschen einbeziehenden Natur und ihren geheimnisvollen Kräften auf den Grund zu blicken, verwickelt sich ebenfalls nicht. Zwischen Natur und Kultur – die beiden Bereiche, die das Experiment der Wahlverwandtschaften miteinander zu verbinden trachteten – muß daher eine klare Trennlinie gezogen werden.

So sehr sich die physikalische Welt als etwas ganz anderes erweist als die Verhältnisse der Menschen, so sehr zeigt sich auch die Wissenschaft von den Menschen als etwas völlig anderes als das, was Experiment und Gesetz über die Natur auszusagen vermögen. Die im Begriff der Selbstorganisation des Lebendigen enthaltene Verschmelzung der Natur und Kultur – die kühne Hoffnung der „Wahlverwandtschaften“ – wird damit am Ende als utopischer Traum an der Schwelle der Moderne entlarvt. Das heißt aber keinesfalls, daß der Wissenschaft der Natur keine Aussagekraft in bezug auf die Menschen abgewonnen werden kann. Nur sind die Naturwissenschaften der Menschen ihrem Wesen nach nicht in der Lage, die Bedeutung des subjektiven Verhaltens der Menschen zu erfassen. Die als analoges Anliegen zu verstehende Suche nach dem perspektivlosen Blick auf die Landschaft, der sich Eduard und Charlotte hatte eröffnen sollen, kann für unbeteiligte Zuschauer schließlich nicht realisiert werden. Der Blick des Subjekts, das das Subjekt aus dem Blickfeld entfernt, läßt nur die äußere Gestalt der Landschaft sichtbar werden. Was sich dabei ergibt, ist ein Blick ohne Zuschauer, ein Blick ohne Sehen. Unter diesen Umständen ver-schwindet dann jegliche Wahrnehmung der Natur – ein Indiz für die Verlogenheit jedes Sehens, das sich selbst nicht sehen will.